

Predigt von  
Pastorin Lisa Tsang



StJacobi

---

13. Sonntag nach Trinitatis  
6. September 2020  
Predigttext: Apostelgeschichte 6, 1–7

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Liebe Gemeinde,

an diesem so unscheinbaren 13. Sonntag nach Trinitatis rückt uns Gott so richtig nah auf den Pelz. Das Evangelium des heutigen Sonntags können manche vielleicht auswendig, ist es doch eines der bekanntesten Gleichnisse Jesu:

Der barmherzige Samariter mit der Frage zu Beginn: Wer ist mein Nächster?

Und der unbequemen und lästigen Geschichte von dem, der damals niemandem als ersten eingefallen wäre und der doch der einzige ist, der hilft, ohne Wenn und Aber.

Der nicht fragt: Kommst Du aus meinem Land?

Hast Du ins Sozialsystem eingezahlt?

Glaubst Du an meinen Gott?

Was habe ich davon, dass ich Dir helfe?

Sie wissen es, liebe Gemeinde, unsere Hauptkirche liegt günstig:

Nah am Hauptbahnhof, mitten in der City.

Sie liegt günstig für Menschen ohne Auto und ohne Monatskarte beim HVV.

Sie kommen zu mir und fragen nach Hilfe.

Ob sie alle gute Lutheranerinnen sind?

Ich wage es zu bezweifeln.

Ob sie alle ins Sozialsystem eingezahlt haben?

Eher nicht.

Manche liegen im wörtlichen Sinne vor unserer Tür, weil es dort geschützter ist als ohne irgendeine Bedachung.

Ich gebe es offen zu: Es passt mir nicht immer, für sie da zu sein.

Die bedürftigen Menschen stören meinen Tagesablauf, unterbrechen meine Arbeit.

Und natürlich gibt es in Hamburg, zumal in der City, viele gute Anlaufstellen für Beratung, für Essen, für Gesundheit, wohin sie gehen können.

Und wir arbeiten mit diesen Beratungsstellen, den Straßensozialarbeitern von Diakonie und Caritas, mit der Bahnhofsmision, dem Herz As und der Fachstelle für Wohnungsnotfälle eng und vertrauensvoll zusammen.

Und doch: Manchmal ist unsere Kirche die erste, manchmal die letzte Anlaufstation für Menschen, die nicht mehr weiterwissen.

Sind das meine, sind das unsere Nächsten, von denen es heißt:

„Was Du einem meiner geringsten Geschwister getan hast, das hast Du mir getan?“

Ich möchte mit Euch heute Morgen keine moralische Debatte führen – dafür gibt es andere Orte. Aber ich möchte Euch aufmerksam machen, zu welcher Art Institution wir gehören und welche Geschichte diese Institution schon seit Beginn ihrer Gründung hat.

Sie ist bis heute gültig, auch für uns in der Hauptkirche St. Jacobi.

Dazu liest uns Hardy Lappöhn den heutigen Predigttext aus der Apostelgeschichte im 6. Kapitel.

Die Gemeinde ist ziemlich groß geworden, fast ein wenig unübersichtlich.

Es wurden verschiedene Sprachen gesprochen: aramäisch und griechisch.

Die wenigsten konnten beide Sprachen.

Die einen waren die sogenannten „Hebräer“ und die anderen die sogenannten „Hellenisten“.

Man wusste von einander nicht viel.

Jeden Monat kamen Neue hinzu.

Die Gemeinde in Jerusalem, von der Lukas hier erzählt, lebt vermutlich im Jahr 50 nach Christus. Er erzählt uns von Spannungen in der Jerusalemer Gemeinde und lässt uns teilhaben an den guten Lösungen.

Lukas erspart uns die Vorurteile, die sich gebildet haben mögen, weil man nicht so einfach miteinander ins Gespräch kommen konnte. Manche Kenner der damaligen Zeit und des Neuen Testaments vermuten sogar, dass zwei Gottesdienste gefeiert wurden:

einer auf Aramäisch und einer auf Griechisch.

Hellenisten und Hebräer trafen sich dann selten bis nie.

In dieser sehr unterschiedlichen, sehr heterogenen Gemeinde kommt es nun zu Ungerechtigkeiten.

Die „Neuen“ kriegen offenbar weniger als die „Alteingesessenen“.

Weil die Gemeinde so jung ist, konnte niemand sagen:

„Das haben wir doch immer so gemacht, das geht nicht!“

Kurt Marti, der Schweizer Theologe und Dichter hat es mal so formuliert:

„Wo kämen wir hin,  
wenn alle sagten,  
wo kämen wir hin,  
und niemand ginge,  
um einmal zu schauen,  
wohin man käme,  
wenn man ginge.“

Es gibt also einen Konflikt, aber anders als bei uns Nachgeborenen wird dieser Konflikt weder weggelächelt noch weg-gewütet.

Er wird öffentlich gemacht und dabei nicht dramatisiert oder verharmlost.

Es wird niemand aufgefordert, sich doch jetzt „nicht so anzustellen“. Es wird vor allen Dingen nicht nach einem Schuldigen gesucht.

Das ist immer sehr beliebt, aber enorm zeitraubend und energiefressend.

Für die Lösung des Problems ist es offenbar nicht entscheidend, wie es soweit hatte kommen können, sondern wie es anders weitergehen kann.

Sie gingen also los und schauten, wohin sie kommen, wenn sie gehen.

Die 12-köpfige Gemeindeführung berief eine Versammlung ein.

Dieser Gemeindeversammlung wird ein weitreichender Vorschlag gemacht.

Sie sollen nicht einen suchen oder zwei oder drei, sondern gleich sieben Personen, um das Problem der ungerechten Verteilung zu lösen.

Erstaunlicherweise lesen wir in der Apostelgeschichte:

„Der Vorschlag gefiel allen, die versammelt waren.“

Lukas ist ein vornehmer und harmoniebedürftiger Mensch, darum will er nicht schreiben, was zwischen den Zeilen zur Debatte steht: Geld.

Es geht offensichtlich auch um ziemlich viel Geld, genauer gesagt um Spendengeld.

Daher werden Männer mit einwandfreiem Leumund gesucht, die zudem klug und von Gott begeistert sind.

Warum keine Frauen gefragt wurden, die auch zur Gemeinde gehörten, hat Lukas nicht überliefert. Wichtig ist, sie wurden gefunden und sie waren nicht alle aus einem Milieu oder einem Land, sondern hatten sehr verschiedene Herkünfte.

Was sie verband war, dass sie alle griechisch sprachig waren, wie an den Namen leicht zu erkennen ist:

Stephanus, Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus.

Am Anfang unserer Kirchengeschichte geht es bunt, heterogen, spannungsgeladen und konfliktreich zu.

Die Apostelgeschichte beschönigt nicht, wie sehr es zu Beginn gemenschelt hat.

Es wurden Menschen einander zu Nächsten, von denen sie überrascht waren, in ihnen den oder die Nächste zu erkennen.

Es wurden Menschen zu christlichen Geschwistern, die für einander Sorge trugen, die sich sonst nicht begegnet wären.

Familie suchen wir uns nicht aus, sagt man in Deutschland.

So mancher unter uns weiß von verquerten Geschichten zu erzählen, die nicht viel mit Liebe und Achtung zu tun haben, wie man es sich für einen guten Familienzusammenhalt wünscht.

Christus wünscht sich Brüder und Schwestern, die genau dies aber erfahren und einander schenken.

Er vertraut nicht auf Blutsbande, Herkunftsregionen oder Nationen.

Er vertraut darauf, dass wir Barmherzigkeit in unserem Leben erfahren durch Gott und seine menschlichen Mittler.

Diese erfahrene Barmherzigkeit wandelt unser Herz und lässt uns in dem leidenden Mitmenschen Christi Geschwister erkennen.

Vielleicht sind die Erlebnisse nicht so drastisch wie die Geschichte vom unter die Räuber gefallenen Menschen, um den sich der barmherzige Samariter liebevoll kümmert.

Ich gehe davon aus, dass jedem und jeder aber bereits im Leben unverdient aus einer Not geholfen wurde, einfach, weil ein anderer es nicht ausgehalten hat, dass es Dir oder mir so schlecht geht.

Einfach so, ohne etwas dafür zu verlangen, weil es menschlich und göttlich ist, einander beizustehen, egal, woher wir kommen, weil es die Not erfordert.

Vielleicht könnt Ihr in den nächsten Tagen einfach mit einer Frage durch Euren Alltag und Eure Stadt gehen:

„Mal sehen, wem ich heute zum Nächsten werde?“

Und dann lasst Euch von Euch selbst, von Euren Herzen überraschen:

Vielleicht kaufe ich der „Hinz und Kunzt“-Verkäuferin eine Zeitung ab?

Oder gebe am Ausgang dem Stützpunkt eine Spende?

Vielleicht informiere ich mich bei der Diakonie Katastrophenhilfe oder Brot für die Welt, wo auf der Welt meine Hilfe benötigt wird?

Vielleicht helfe jemandem, der mich gerade braucht.

Viel kann geschehen, wenn ich die Augen öffne und mein Herz weit mache.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.